

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 9 (1929-1930)
Heft: 1

Artikel: Die Schweiz im veränderten Europa
Autor: Lang, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unter diesen Gesichtspunkten und in diesem Sinne sollen die „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur“ auch in ihrem IX. Jahrgang erscheinen.

M a r a u, Ostern 1929.

Die Schriftleitung.

Die Schweiz im veränderten Europa.*)

Von Paul Lang, Rüschlikon-Zürich.

Graf Kesslerling hat uns mit seinem „Spektrum Europas“ gründlich aufgeschreckt. Der beleidigten Abkehr der Presse, welche, wie es recht ist, die Durchschnittsmeinung vertrat, folgte die Einkehr der Minderheit, für die eine Sache darum noch nicht erledigt ist, weil ihr Verfasser, wie andere Sterbliche auch, menschliche Schwächen besitzt. Kesslerling schrieb sein Spektrum mit der bewußten Absicht, zu provozieren. Er glaubt, daß nur die starke Formulierung zum Denken anreizt. Bei uns hat's gewirkt. Die Diskussion um sein Buch hat all die zahlreichen ähnlichen Einsichten im Lande selbst neu belebt. Sie scheinen zusammenzuschießen zum Kristall. Die Frage ist: Formt sich zuletzt ein Kristall daraus? Und wie wird er aussehen?

Zunächst aber eine grundsätzliche Feststellung. Viele Leute beschäftigen am meisten die unbedeutendste Überlegung: aus welchen persönlichen Motiven heraus Kesslerling die Schweiz „so schlecht behandelt habe“. Ich glaube nicht an die starke persönliche Wurzel. Aber selbst wäre es an dem, so täte es nichts zur Sache. Denn die Wirkung seiner Worte beweist deren sachliche Richtigkeit. Selbst in Schwyz erklärte mir vor drei Monaten einer: „Ich finde, der Fall Kesslerling besteht gar nicht, denn alles, was er sagt, ist durchaus wahr!“

Es ist dies alles nun aber tiefer zu betrachten. Wenn die Schweiz im Spektrum schlecht wegkam, so doch gar nicht deshalb, weil es sich für Kesslerling um ein wissenschaftlich getreues Ergreifen der tatsächlichen Schweiz gehandelt hätte. Sie ist ihm vielmehr Vertreterin einer Idee. Eines seiner früheren Bücher heißt „Menschen als Sinnbilder“. Das

*) Der nachfolgende Text entspricht mit kleinen Änderungen einem Vortrag, der am 10. Dezember 1928 als einleitendes Votum zu einer grundsätzlichen Diskussion an der Generalversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Gruppe Zürich, gehalten wurde. Er wurde mit leichten Abänderungen am 23. Januar 1929 vor einer öffentlichen, durch die Schweizerische Hochschulvereinigung für Paneuropa, Gruppe Zürich, einberufenen Versammlung wiederholt. Es ist selbstverständlich, aber vielleicht doch nicht überflüssig, zu bemerken, daß der Verfasser persönlich und ausschließlich die Verantwortung für alle darin ausgesprochenen Behauptungen und Meinungen trägt. Die 14 Thesen, die dem Text beigegeben sind, erheben nur den einen Anspruch, dem Leser den Inhalt in bequemer Verkürzung zusammenzufassen.

Spektrum könnte auch heißen „Nationen als Sinnbilder“. Die Schweiz nun vertritt als Sinnbild das, was Keshserling heute — wohl-gemerkt heute — als Entbehrlichstes betrachtet: das Konstante, das Erstarrte, das Gestrige. (Sternheim nannte sie in Begeisterung „konservatives Herz Europas“.) So aber klingt das Spektrum aus: „Europa ist es anheimgegeben, das Heilige Feuer des Geistes in der langen, geistigen Nacht, die der Menschheit als Ganzem bevorsteht, vor dem Verlöschen zu behüten.“ Es ist klar, daß es das nur vermag, wenn es bewußt den Wert auf das Individuelle, das Qualitative legt. Denn von der Quantität her kann es für Europa keinen Wert mehr geben. Amerika, Rußland, Asien werden diese Tendenzen zur Genüge im neuen Weltbild vertreten.

Weil Keshserling, auch wenn er von der Schweiz spricht, den Erdball überblickt, mußte er zu ihrer Verwerfung kommen. Europa soll ja das heilige Feuer hüten! Aber das Feuer des Geistes ist Bewegung, ist Spannung, ist Kampf. Der schöpferische Geist bewirkt die schöpferische Wiedergeburt. Eine siegreiche Bewegung hat keinen Anteil mehr am Geist. Das Gesetz des historischen Kontrapunktes, das Keshserling neu entdeckte, bedingt, daß jede Bewegung, die sich durchgesetzt hat, naturnotwendig rückschrittlichen Charakter annimmt. „Aristokratismus“, so sagt er, „bedeutet heute die einzig progressive Gesinnung. Als die alte Ständeordnung sich überlebt hatte, war der Demokratismus Fortschrittsmoment. Seit dem Weltkrieg ist er Rückschrittsmoment geworden, denn nur mehr Qualitätsherrschaft kann Europa retten.“ Jetzt begreifen wir auch seinen andern Ausspruch: „Die Schweizer fühlen, daß sie als Sinnbild der Demokratie in der modernen Welt keine irgendwie bedeutsame Rolle spielen noch spielen können. Sie fühlen, aber können nicht verstehen.“

Seit wann ist die Schweiz eigentlich nicht angepaßt? Denn darum handelt es sich. Wir sind ein Volk, das nicht in „Form“ ist. Das chronische Unbehagen äußert sich in entgegengesetzter Weise: 1. im Kleinheitsgefühl: „Wir sind halt nur ein kleines Volk.“ 2. im Größenwahn: „Wir sind das Vorbild Europas!“ Zwischen 1900 und 1914 waren wir im Begriff, uns der wahren Stellung im veränderten Europa bewußt zu werden. Das Kleinheitsgefühl nahm in dem Maße überhand, als die Größe Deutschlands ins Phantastische stieg. Der Glaube an die Ewigkeit des Demokratismus geriet beträchtlich ins Schwanken. Eidgenössische Obersten fühlten sich von kaiserlichem Händedruck bis in die Zehenspitzen hinunter gekipelt. Es ist nicht zum Lachen: es war Anpassung an das veränderte Europa. Da kam der Krieg. Die Schweiz entdeckte plötzlich ihre Wichtigkeit und ihre Würde. Eine nationalistische Hochflut ging übers Land. Der Helvetismus blühte. Schweizerisch wurde zuerst europäisch, dann menschheitlich gleichgesetzt. Es kam der Nachkrieg und die Gründung des Völkerbundes. Man ward sich bewußt, daß man Vorbild Europas sei, dem die andern nur mit 600jähriger Verspätung nach-eiferten, daß man die Hände falten dürfe wie Gott am siebenten Tage und nur noch zu sagen brauche: Und siehe, es ist alles gut!

Das Kleinheitsgefühl hatte zum Größenwahn umgeschlagen! Doch das Leben ging weiter. Arbeitslosigkeit grinste, Industrien frachten zusammen, die Inflation schwenkte rücksichtslos große Teile unseres Nationalvermögens in die Nordsee. Der Bundesrat kämpfte und es nützte nichts. Die Zollmauern wuchsen und die deutschen Versicherungen zahlten nicht. Trotzdem wir das Vorbild Europas waren — Europa kümmerte sich keinen Deut um unsere Proteste. Da schwang die Schale des Kleinheitsgefühls wieder empor. Und nun kommt Kenjerling, bekräftigend, unterstreichend, Ausrufzeichen setzend. Und wirft Salz und Pfeffer in die offene Wunde! Jedoch: es ist nicht, daß er sich über uns lustig machen wollte. Als tragisch sieht er unsern Konflikt an: Weil wir an die Scholle gebunden sind und dieser Scholle Geist — der Geist der Demokratie — seine Stunde überlebt hat. Wohl, meint er, können einzelne Schweizer wie andere Europäer — „funktionelle Schweizer“ nennt er sie — menschliche Größe erlangen. Als Nation aber haben wir ausgespielt, und es ist lächerlich, wenn wir uns mit unserer großen Vergangenheit spreizen. Wir sind unsere „eigenen Klassiker“...

Seit wann aber sind wir das? Seit wann sind wir nicht angepaßt? Kenjerling meint, seit der Reformation. Es ist wahr: wenn wir das innerpolitische Leben betrachten, so finden wir mehr als einen Kanton, dessen Parteilage der von Kappel oder doch der von Willmergen noch ziemlich entspricht. So lange ist es auch her, daß der Volkskörper durch heftige innere Erschütterungen zu neuer Wandlung geriet. Zwingli, es soll nie vergessen werden, war Reformator ehe er von Luther hörte; die Literaturgeschichte verzeichnet zu gleicher Zeit in der Schweiz eine Blüte des Dramas, als in Deutschland keine bestand! Drama aber heißt schöpferischer Geist, der aus der Spannung zündet, Funke, der blitzt, Blut, die brennt! Damals gab die Schweiz sich noch selbst die Form. Seither hat sie sie von Europa empfangen! Rund von 1600 an herrschte der Monarchismus in Europa. Die Demokratie erlag ihm. Die Tagsgesung der alten Eidgenossenschaft wurde ein Klub von Oligarchen, wenn sie auch noch längere Zeit behaupteten, Demokraten zu sein. Die damaligen Chronisten stolperten genau so verlegen über die demokratische Vergangenheit, wie heutige freisinnige Journalisten über die Programmworte von 1848. Die Wandlung des Tellenmythus ist dafür schönstes Beispiel. Tschudy (Chronicon Helveticum, um 1570) beschränkt Tells Tat aufs äußerste, unterstreicht aufs schärfste, daß er zu früh loschlug, nimmt seinem Tun so viel er kann jeden Sinn. Ganz entsprechend schrieb J. J. Bodmer anderthalb Jahrhundert später: „Ich habe niemals viel auf Tells wahren Charakter gehalten. Er dünkte mich stets ein Etourdi.“ Aber der „Hochverräter“ Henzi schrieb ein Telledrama und im Bauernkrieg sangen sie das Tellenlied, ja drei leibhaftige „Tellen“ leisteten im Namen des Volkes den Schwur, „zu kämpfen, bis die Freiheit gesichert sei“.

Da also ließen wir uns vom Monarchismus durchdringen. Man sprach von Schweizerkönigen. Wir kamen wieder in Form! In die Form, die Europa entsprach. Absolutismus geheißsen, bei uns nicht monarchischer-

nur oligarchischer Art. Unser Ancien Régime hat von 1600—1700 vieles zustande gebracht. Im 30jährigen Krieg galt die Schweiz als das irdische Paradies. Von der Baukunst jener Zeit zehren unsere schönsten Städte. Aber — mit dem Ancien Régime in Frankreich entartete unser eigenes. Warnende Propheten — Haller, Rousseau, die Männer der Helvetischen Gesellschaft — vermochten die Anpassung an das neue Prinzip der konstitutionellen Souveränität nicht aus eigener Kraft zu erwirken. Daß der Berner Staatsschatz unter dem Hohnlachen der französischen Husaren nach Paris kutschierte — das war die Strafe.

Ein halbes Menschenalter währten die Kämpfe. Doch zeugten sie Persönlichkeiten: Bishofe, Kengger, Stapfer, Pestalozzi. Einer war aus Magdeburg, der andere hatte italienisches Blut, die übrigen entstammten dem Untertanenlande Aargau. Die ausgelaugte und verinzuchtete Stadtschweiz erneuerte sich durch das Blut der Bauern und der Ausländer. 200 Jahre Entwicklung eines Prinzips waren zu Ende. Zischend fuhren Ströme des Lebens in das morsche Gehäuse. 15 Jahre dauerte die akute Krisis. Weitere 30 ließen die alte und die neue Schweiz zusammenwachsen. Endlich waren wir nach 50jährigem Kampf wieder in Form. Das war 1848! Das neue demokratische Bewußtsein hatte sein entsprechendes Gefäß zuguterletzt gefunden. Rauschend schmetterten die Fanfaren des jungen Keller. Die Schweiz war Aushl aller demokratischen Freiheitskämpfer: Italiener, Slowaken, Polen. Jetzt marschierte sie an der Spitze Europas. Was sie soeben erreicht hatte, das erstrebten die andern noch. Um heftigsten Deutschland! Bald schlug Stämpfli auf den Tisch: „Si les puissances veulent jouer va banque — nous jouerons avec!“ Morgarten und Sempach tauchten in glorreichem Scheine aus der Versenkung der Geschichte empor. Allerorten entstanden historische Vereinigungen. Man war im Einklang mit der Vergangenheit und der Zukunft und sich selber. Europa würde nach der Pfeife der Schweizer tanzen! Damals hatte die Schweiz 2 Millionen Einwohner. Italien bestand aus einem Duzend, Deutschland aus 3 Duzend Kleinstaaten, die gegeneinander auszuspielen waren. Die Revolutionen vom Februar und März hatten die einzig gefährliche Koalitionsmöglichkeit Frankreich=Österreich gesprengt. Im zuckenden Europa durfte die Schweiz sich fühlen als Hort der Freiheit und Träger des demokratischen Ideals. Von dem Glanze jener Stunde zehrt sie immer noch, und Dufours moralische Gestalt sendet tröstliche Strahlen auf uns hernieder. Aber dann kam der große Wandel! In jedem folgenden Jahrzehnt verloren wir mehr von unserer Form, wurden weniger angepaßt! Im Verhältnis zu Europa erstens. Aus 2 Millionen Schweizer anno 1850 wurden noch nicht einmal 4 Millionen im Jahre 1928. Italien aber zählt jetzt eine Bevölkerung von 40, Deutschland von 63 Millionen. Doch die nackten Zahlen zeichnen ja nur das materielle Verhältnis. Entscheidend ist, was sich seit 1914 geistig=seelisch ereignete. Es muß einmal ausgesprochen werden: Der Kriegsnationalismus war notwendig. Im Bestreben, die innere Front zu wahren, verfälschten wir aber die eigentliche Lage kaum weniger als die andern Nationen.

Vieles von dem, was von 1914—1918 über Sinn und Bedeutung unserer Nation geschrieben und gesprochen wurde, hält vor der Gegenwart nicht stand, war oft nur im Augenblick richtig und hat keine Gültigkeit mehr. Wir müssen einmal den Mut haben, uns das einzugestehen!

Was not tut ist: Erkenntnis des Sinnes unserer Nation im veränderten Europa. Seit 1914 ist Europa in zweifacher Richtung kleiner geworden. Mit ungeheurer Dynamik reißen im Westen die Vereinigten Staaten mit ihren 120 Millionen Einwohnern, im Osten Rußland mit ebensoviel allein in Europa die Materie der Weltpolitik an sich. 400 Millionen Chinesen treten dieser Tage wieder tätig in das Getriebe der Welt. Hämmer sind alle drei: Die Union, das Russische Reich, China. Europa ist bereits zur Hälfte zum Amboß geworden. Fällt die Schweiz rein zahlenmäßig innerhalb Europas nicht mehr ins Gewicht, so ist also zweitens ihre Bedeutung mit Europa zurückgegangen. Drittens aber wurde der Raum, seit das Auto den Rhythmus des Lebens bestimmt, überhaupt zunichte. Schon 1887 schrieb Anton Philipp von Segeesser, daß vierzig Jahre vorher, also zur Zeit des Sonderbundes, Berlin virtuell weiter von Luzern abseits gelegen wäre als zu seiner Zeit New York. In den seither vergangenen weiteren 40 Jahren aber sind die Entfernungen so stark zusammengeschrumpft, daß der geographische Vergleich gar nicht mehr durchführbar ist. Unsere Kleinheit also, damit unsere politische Ohnmacht, ist heute zur Winzigkeit geworden. Für das Erdganze bedeutet unser Staat nicht mehr als Lichtenstein vor einem Jahrhundert für Europa bedeutete. Wir waren 1848 in Form. Wir konnten sogar militärisch damals noch gefährlich werden. Im Zeitalter des Giftluftkrieges werden kaum noch Berufsmilitärs diese Illusion auszubreiten wagen. Aber wir leiden an diesem Zustand. Niemand gilt gern als Zwerg. Zwar sind auch andere Völker klein: Holland, Belgien, Luxemburg, Dänemark, Norwegen, Estland, Finnland. Wenn unser Leiden schmerzlicher ist, so deshalb, weil jene Völker zum einen Teil schon lange verzichtet haben, zum andern eine staatliche Zukunft vor sich sehen, an der sie kraftvoll bauen! Dann ein zweites: Die gesättigten unter diesen Staaten sind wenigstens Seevölker. Die wirtschaftliche Freiheit ist ihnen unbenommen. Sie sind nicht abgeschnürt nach allen Seiten. Sie können atmen. Ein drittes: Sie haben keine dermaßen glorreiche Geschichte wie wir. Sie schauen nicht ständig wie gebannt nach rückwärts. Niemand hat sie zum Vorbild Europas erklärt; am allerwenigsten sie selber. Ein viertes: Sie gehören einem großen Kulturganzen an: der nordischen oder der slawischen Welt. Ihr Staat ist nicht aus Absperrung und bewußter Begrenzung erwachsen. Sie spüren verwandten Pulsschlag außerhalb der Grenzpfähle.

Aber in uns kocht immer noch der Grimm des Schwabentkrieges. Der reichsdeutsche Enthusiasmus ist uns gut genug, mit der Lauge des Spottes begossen zu werden. So erstickt der Neid des von allem seelischen Aufschwung abgeschnittenen Enterbten die Flamme der Begeisterung;

ja, während des Weltkrieges haben wir den Welschschweizern nichts so übel genommen, als daß sie nicht im selben Maße verhärtet und selbstbeschränkt nüchtern waren wie wir. Oh, ich weiß, der Graben war da, die Armee drohte aus den Fugen zu gehen — ich habe selber ins gleiche Horn geblasen. Es war nötig. Doch der Krieg ist seit zehn Jahren beendet! Heute ist uns aufgegeben, zu sagen, was ist.

Es gibt keinen schlimmen Ausspruch des Grafen Retscherling, der nicht durch Aussagen schweizerischer Schriftsteller zu belegen wäre. Drei Beispiele: Gottfried Keller schon sagt im „Martin Salander“: „Es kommt mir vor, wie wenn wir auf einer hohlen Stelle der Erdrinde säßen“ und kurz darauf: „Es würde vieles erträglicher werden, wenn man weniger selbstzufriedener wäre bei uns und die Vaterlandsliebe nicht immer mit Selbstbewunderung verwechselte.“ Jakob Böschart, ein paar Jahre vor seinem Tode: „Ein Staatswesen hat nur so lange Berechtigung, als es eine große Idee zu verkörpern gewillt ist. Die Schweiz ist in einem Zustand innerer Stagnation angelangt, und wenn dieser Zustand nicht bald überwunden wird, wird sie zu existieren aufhören. Es werden im Völkerleben keine Leichen gebuldet, sie werden von den Masgeiern aufgefressen.“ Otto Wirz, den manche für den heimlichen Kaiser gegenwärtiger Schweizerliteratur halten: „Ihr wollt nicht, daß man euch aufleuchte, wie das elektrische Licht dem Bild. Man soll des Gegenteils euern Eiter für Eid, eure bösen Worte für Rechtgefühl, euer Zusammentreten für Biederkeit nehmen. Finsternis soll um euch sein, daß keiner sieht, was ist. In der Erbärmlichkeit des Dunkels ruft ihr euch selber als die Höheren aus. Ihr wollt nicht sehen, daß ihr, wie ihr euch hier benehmt, so gut wie die deutschen Jagdhunde und Fährten-schleifer allesamt Gesindel seid, nur fauler und bequemer, auch ungeschickter und von der Natur ungeschlacht. Hubert ihr etwa weniger leicht als sie? Im Gegenteil: kein Gewinn kann euch leicht genug sein! Mit fiebernden Pulsen äugt ihr nach ihm, was auch an Leid einem andern dabei in den Garten wachse. Und jeder spricht zu seiner Rechtfertigung: mach ich ihn nicht so, macht ihn der andere!“ Und anderswo in seinen „Gewalten eines Loren“ sagt eine Russin: „Ihr seid alle ganz wie in einem Spielwarenkasten erstarrt. . . Läuft einmal einer anders, so denkt eure ganze Welt: der richtige Uhrmacher würde ihn reparieren. Das ist nur denkbar in eurer mechanischen Klausur, in der Totenwüste. Ihr seid in Wahrheit die Toten Seelen.“

Diesen Aussprüchen führender schweizerischer Geistesheroen dreier Generationen füge ich das Wort einer Deutschen, einer mit der Schweiz vielfach verbundenen, vielleicht der bedeutendsten Frau Deutschlands, bei. 1916, mitten im Kriege, wurde dies Wort kurzerhand abgetan. Es verdient, aufs neue hervorgezogen zu werden. In ihrem Buch „Luthers Glaube“ schrieb Ricarda Huch: „Die Schweiz, die durch Sünde, nämlich durch Absonderung von Deutschland, entstanden ist, hat den Vorzug des Gegensatzes von Stadt und Land und des Gegensatzes der drei Nationen. Mehr und mehr aber machen sich jetzt gewisse Symptome beginnender Selbstvergötterung bemerkbar und allseitig ein verhaltenes.

Bedürfnis nach Erfrischung.“ Dazu, an anderer Stelle: „Das ganze Volk leidet ja an Selbstanbetung, Absonderung und Inzucht.“ Und wiederum: „Mangel an Phantasie, Mangel an Taten und Ideen sind die verhängnisvollen Folgen der Selbstanbetung und Absonderung.“

An dem allem aber ist nicht einzig die Kleinheit schuld. Ich habe gezeigt, wie diese Kleinheit zur Winzigkeit wurde. Umso bewußter aber wird sie, weil wir ja doch keineswegs abgeschlossen sind, vielmehr täglich, stündlich den Kontrast spüren. Denn alle Winde Europas pfeifen durch unsere Täler. Samen aus allen Richtungen fliegt uns zu, uns zu befruchten. Daß wir nicht mehr in Form sind, geht auf weit anderes noch zurück. Wir haben seit dem neuen Bundesstaat den Grundsatz der Demokratie bis zum Staatsvertragsreferendum konsequent ausgebaut. Der Bürger hat sich gewöhnt, über alles und jedes zu rätionieren und ohne Verpflichtung zur Sachkenntnis seine Meinung abzugeben. Das ist unsere Stärke und unsere Schwäche. Wir haben ausgebaut, was da war, aber wir haben nichts Neues geschaffen. Wir sind als Volk überzeugt, daß die Weltgeschichte mit uns fertig ist. Darum interessiert sie uns nicht. Oder doch nur so weit, als sie unsere wirtschaftliche Lage bedroht. Alles Neue findet uns zunächst immer feindlich gestimmt. Unsere Haltung ist ihm gegenüber zuerst immer — und manchmal überhaupt — abweisend. Denn wir wollen nicht, daß unsere Ruhe gestört werde. Wie eine alte Großmutter dulden wir in unserer Schweizerstube nicht die geringste Änderung, wenn wir sie vermeiden können. Wir sind wie wir sind. Wir sind als Musterdemokratie im Museum Europas ausgestellt. Die andern sollen dafür sorgen, daß sie das Sprachenproblem ebenjogut lösen. Wir sitzen und falten die Hände. Bolschewismus — ein Greuel! Faschismus — ein Schauer! Action Française — ein Geipenst!

Wir beten unentwegt zum Gott der goldenen Mitte, zum hochheiligen Kompromiß. Und wollen nicht begreifen, daß andere es anders halten. Je nach 30 Jahren Geschwäg und Feilschens kommt endlich ein Geseßlein zustande, an dem — ich zitiere — „niemand mehr Freude hat.“

Es ist oft schon gesagt worden, daß damit zwangsläufig die bedeutendsten Persönlichkeiten aus dem Staatsleben ausgeschaltet worden seien. Die Ereignisse, die Alfred Eschers Sturz in den sechziger Jahren bedingten, waren aufschlußreich. Auf Grund genauer Kenntnis des Aktenmaterials stehe ich nicht an, zu erklären: die Ressentimentdemagogie, die ihn stürzte, war durchaus nicht edler als die, welche unsere Historiker in der Verfallszeit der athenischen Demokratie brandmarken. Das war in den sechziger Jahren. Seither aber hat der Proporz mit jeder persönlichen Größe überhaupt völlig ausgeräumt. Nichts anderes darf in unserer Politik mehr gelten als Berechnung. Doch Berechnung ist nicht Schöpferkraft. Persönliche Größe ist nie etwas rational rein einzufangendes. Jedoch, wo hätte sie bei uns ein Wirkungsfeld? Der Proporz ist der Triumph der Maschine, der Zahl, der Quantität. Ein Schweizer aber, Jacob Burckhardt, schrieb warnend: „Die großen Männer sind zu unserem Leben notwendig, damit die weltgeschichtliche Bewegung

sich periodisch und ruckweise frei mache von bloßen abgestorbenen Lebensformen und vom reflektierenden Geschwätz.“ Als Ergänzung dazu das Wort Kehlerlings: „Die vernünftigste Mitte war noch niemals schöpferisch.“

Wie definiert sich nun aber Größe? Und ist es an dem, daß wir große Männer durchaus nicht mehr hervorgebracht hätten? Das wohl zwar nicht. Doch aber gilt, daß sie sich zermürbten an dem Widerstand einer trägen Masse, daß diese Masse ihnen kein Echo gab, sie eher widerwillig ertrug, als daß sie sich ihrem Beispiel hingab. Aber wozu dient denn Größe, wenn nicht zur Nachahmung! Von der Geschichte fand Goethe, das Beste sei der Enthusiasmus, den sie erzeuge. Und Carlyle spricht von der göttlichen Beziehung, in der der Held zur Masse steht. Aber Böcklin, Hodler, Spitteler, Wille und Sprecher wirkten inmitten gelber Nebelschwaden des Neides. Die Demokratie hat alle Pöbelinstinkte systematisch gezüchtet. Jeder grasgrüne Bursche von 20 Jahren liest ja täglich in seinem Leiborgan, er sei ein Teil des Souveräns und sämtliche Parteien kennen keine höhere Beschäftigung als seine kostbare Seele in Empfang zu nehmen, denn wer die Jugend besitze, der habe den Wechsel auf die Zukunft in der Tasche. Muß er da nicht größenwahnsinnig werden? Weil einer jeden Sonntag geheim abstimmen darf, aber für nichts verantwortlich ist, wird der Wahn allgemein, über alles zu Gericht sitzen zu dürfen, sei das Selbstverständlichste der Männerrechte. Kein Denkmal, keine Kunstausstellung, kein Theaterstück, keine Wehrvorlage, kein Kraftwerk und kein Staatsvertrag, den der hinterste Jaßbruder nicht besser zu beurteilen verstünde, als der Fachmann! Und da jede Partei auf die Stimmen der Stillen im Lande angewiesen ist, hat keine je der Anmaßung des konsequenten Demokratismus entgegenzutreten gewagt. Wohl läßt Heinrich Federer an einer wunderschönen Stelle in seinem letzten Buch „Am Fenster“ sich als kleines Büblein einem baltischen Grafensohn auf seine Angriffe auf die Schweiz entgegen: „Seit sechshundert Jahren sind wir ohne König ... selber König!“ Jakob Bührer aber meint in „Dibel oder Dubel“ zum selben Thema: „Jawohl, ... eine Staatsform für Könige. Aber Lumpen gehören nicht auf den Thron.“ Wir erinnern uns alle an das beschämende Schauspiel, welchen Dank, nicht des Hauses Habsburg, sondern der reinsten und ältesten Demokratie General Wille bei Lebzeiten, welchen Oberst Sprecher nach seinem Tode erfuhr. Solche Vorkommnisse sind Scheinwerfer. Sie beleuchten wie der Blitz — den Abgrund!

Und nun die Schlußfolgerung? Anton Philipp von Segeffer schrieb in seinen Erinnerungen: „Von Kindsbeinen an wurde mir nämlich eingeprägt, daß ein mit der Geschichte des Landes ehrenvoll verbundener Name dessen Träger in vorzüglichem Maße zum Dienste des Landes und des Volkes verpflichtet. Und indem man neben der allgemeinen Bürgerpflicht diese besondere Verpflichtung betonte, mag darin etwelcher aristokratischer Sauerteig gefunden werden. Aber man bedenke wohl, daß mir nur stets von Pflichten, niemals von Rechten oder Ansprüchen gesprochen wurde. Dienen, nicht Herr-

sehen war das Ziel, das Lehre und Beispiel meiner Eltern mir unablässig vor Augen stellte.“ Wenn man aus Anzeichen schließen darf, aus zahllosen privaten und öffentlichen Äußerungen, aus Beschlüssen, wie den erwähnten, aus der Haltung namhafter Magistraten bei Wiedermahlen oder bei Verwerfung von ihnen empfohlener Gesetze, aus dem Tenor der humoristischen Presse und der Dialektsatire, so ist diese Haltung keineswegs mehr die repräsentative, ja vielleicht überhaupt nicht mehr in großem Maße zu finden. Das Führerproblem — es ist kein Zweifel — ist in ein akutes Stadium eingetreten. Emil Dürer sieht (im nicht genug zu rühmenden Buch „Neuzeitliche Wandlungen in der schweizerischen Politik“) zwei Hauptgründe dafür. „Die an die Materie gebundene Sachlichkeit läßt den großen Stil des Führers verkümmern“ — also das Vordringen des wirtschaftlichen Elementes. Dann aber auch ein Weltanschauliches: „Weil in den Köpfen der älteren und mittleren Generation immer noch ein nicht überwundener Relativismus herrscht, und zwar auf allen Gebieten der Geistigkeit. Es wäre töricht, eine wesentliche Besserung durch eine Parteiverchiebung nach links zu erhoffen.“

Auf die Lockrufe der sozialdemokratischen Presse an die Akademiker schrieb ein Student bezeichnenderweise: „Wenn wir für uns Führer anerkennen, so nur solche, die an geistigem Schöpfertum über uns stehen.“ Weil sie dies Schöpfertum nirgends mehr zu erblicken vermögen, haben sich die besten Männer seit langem dem politischen Treiben ferngehalten. Die Politik ist der Tummelplatz der bloßen Talente. Was aber noch bedenklicher stimmt: die meisten unserer schöpferischen Mitbürger sind auch dem nationalen Leben vollständig entfremdet. Wir wollen uns doch nichts verhehlen: Der geistige Mensch ist der Träger des Geistigen. Geist ist Spannung, Bewegung, zeugendes Leben. „Das Verharren wird zur Erstarrung, zum Tode und die Bewegung, so schmerzlich sie sei, ist Leben.“ Nicht Keyserling, sondern Jacob Burckhardt hat das geschrieben!

Bei uns ist es aber nun so: um 1848 machten die Geistigen die Politik. Seither haben sie sich daraus zurückgezogen. Nationalistische Manifestationen gibt's bei uns nur noch an Schützen- und Turnfesten. Niemand wird behaupten, daß dort der Geist herrsche. Und deren Lebendigkeit — ist eine Scheinlebendigkeit der stumpfen Materie. In den dreißiger Jahren waren unsere Volksfeste Verbrüderungsfeste. Heute sind es Betäubungsfeste. Der ungemeine Konsum an Alkohol, die barock überladene Aufmachung des Festspiels, das ohne Gedanken auskommt, soll niemand über die krampfhafteste Gemachtheit dieser Begeisterung hinwegtäuschen. Wie überhaupt der ganze Festtrummel auf eine ungeheure seelische Leere deutet. Sie ist freilich auch in andern Ländern zu finden. Aber nirgends in dieser abgeschmackten patriotischen Verbrämung.

Zwar ist die Neue Helvetische Gesellschaft nach Kräften bemüht gewesen, den einreißenden Materialismus zu bekämpfen. Aber, so sehr sie sich bestrebte, sie ist seiner nicht Herr geworden. Der Krieg warf

sie zwangsweise aus ihrer kaum gezeigten oppositionellen in eine weitgehend gouvernementale Haltung. Eine Zeitlang stand sie am Scheidewege, ob sie eine politische Partei der Wiedergeburt oder eine Académie des Sciences Morales et Politiques werden wollte. Sie hat den zweiten Weg gewählt. Die Jugend wie die Masse hat sie darum nur zum geringen Teil zu erfassen vermocht. Sie ist im Wesentlichen eine neutrale Plattform geworden, auf der Leute aller Parteien, gelegentlich sogar parteilose Reher, ihre Meinung äußern. Die anschließende Kritik und Diskussion fördert den Einzelnen — die eigentlichen Taten der Gesellschaft als Gesellschaft sind spärlicher gewesen, als man ursprünglich hoffte. Und doch kann der Sinn der Gesellschaft nur in der grundsätzlichen Kritik zu suchen sein. Von den Tageslösungen und den Erwägungen der Opportunität leben ja die Parteien! Eine Ergänzung des Parteilebens kann darum nur in einer gegensätzlichen Einstellung gesehen werden. Es liegt der Neuen Helvetischen Gesellschaft ob, sich weiterhin auf die höhere Warte zu stellen und zu versuchen, die Zukunft im Lichte der Vergangenheit und der Veränderungen des Weltganzen zu bereiten. Keiner braucht zu fürchten, daß nicht beizeiten genug praktisches Wasser in den Wein ihres Idealismus gegossen werde...

Indessen hat die Jugend von sich aus ebenfalls das Führerproblem unter die Lupe genommen. In Bern ist daraus eine Neubelebung der liberalen Partei entstanden, in der welschen Schweiz in den Gruppen der Fédération nationaliste suisse ein Neokonservatismus und Neoföderalismus. In der Ostschweiz wurde das Schlagwort vom Aristokratismus aufgegriffen, ohne daß es bis jetzt zu einer Gruppenbildung gekommen wäre. Während es sich bei den Bernern vor allem um eine Abkehr von der Doktrin des Klassenkampfes, somit eine ideelle Stärkung des bürgerlichen Liberalismus handelt, nehmen die Welschschweizer den Kampf gegen die Zentralisation und für die Autonomie der Kantone in radikaler Weise auf. Eine ideelle Neubelebung der bürgerlichen Parteien ist aus diesen Bestrebungen auf alle Fälle zu erhoffen. In der sozialdemokratischen Partei ist, nach außen hin wenigstens, kaum Ähnliches zu bemerken. Die Magazgruppe scheint dort im Gegenteil mehr denn je an die Wand gedrückt. Und auch die Diskussion der Schriften Hendrik de Man und des Jungsozialismus hat, so viel ich sehe, keine großen Wellen geworfen. Noch zwei wesentliche Bücher seien in diesem Zusammenhang erwähnt. Carl Horber rechnet in „Die schweizerische Politik“ vor allem mit dem das Schöpferische ertötenden Funktionalismus ab, und Maurice de Rameru präzisiert in „Entre la France et nous“ die inneren Wandlungen der welschen Schweiz. Er sieht in der Überwindung der kantonalen Eigenbrödeleien (Zusammenlegung der welschschweizer Universitäten) die einzige Möglichkeit, der welschen Schweiz innerhalb des sich seit der Schaffung des Bundesstaates immer stärker zentralisierenden Landes noch irgend eine Geltung zu wahren.

Beleuchten wir etwas näher das eben gefallene Schlagwort Aristokratismus. Es hat diese Sache bereits einmal in der Schweiz ge-

geben. Verstehe man darunter ruhig die Geisteshaltung, die aus den oben erwähnten Zeilen des Patriziers von Segeßer spricht. Die alte Eidgenossenschaft ist 1798 untergegangen, weil damals ihr Patriziat verfallt und korrumpiert war. Das war es aber um 1600 noch nicht! Es scheint auch in der Politik jede Form — wie übrigens genau gleich in der Kunst, der Literatur, der Musik, ja der Natur selbst — eine Zeit der Blüte, eine der Reife und eine des Verfalls zu kennen. Ist nun eine Form zum Verfall gediehen, so kann Heilung des Ganzen nur durch ein Aufnehmen des dieser Form entgegengesetzten Prinzips entstehen. Je länger dieser Augenblick hinausgeschoben wird, desto revolutionärer erfolgt der Durchbruch. Aufschlußreichstes Beispiel unserer Tage: der gegenwärtige Wandel der Architektur, der durchaus revolutionären Charakter trägt. Kehlerling formuliert dies übrigens uralte morphologische Gesetz folgendermaßen: „Ferne davon, Wesensänderung bewirken, stellt Übernahme des Fremden vielmehr den zu gewissen Perioden kürzesten Weg der Selbstverwirklichung (d. h. Herausstellen des dunkel ersuchten neuen Lebenszustandes) dar. Wir wären nie zu „Westländern“ geworden, wenn die Germanen nicht einst einen jhrischen Glauben übernommen hätten.“

Wenn wir nun unter diesem Gesichtspunkt die Geschichte der Schweiz betrachten, so finden wir, daß ihr das Gesetz ihres Handelns seit 1500 durch Europa auferlegt wurde, d. h. seit die wesentlichen Nachbarstaaten sich nationalstaatlich geeinigt hatten. Daß sie immer aufnahm, sich befruchten ließ, nie voranging! Es mag schmerzlich sein, sich das einzugestehen. Es ist so! Von der Reformation an bis 1798 ging ihre Entwicklung parallel der europäischen. Die Schweiz erlag dem Glanz des monarchischen, von ihr zum oligarchischen abgeschwächten Prinzips. Es war nötig! Denn die demokratischen Formen waren den neuen Verhältnissen unangepaßt. Die Schweiz konnte sich der Weite Europas nicht entziehen. Weltkriege- und Welthandelsprobleme waren nur von einem Senat, nicht von einer ganzen Bürgerschaft zu entscheiden! Und die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts waren lauter europäische, wenn nicht sogar eigentliche Weltkriege. Die Erstarrung des Prinzips, die den monarchischen Absolutismus in Europa befiel, war genau gleich der Erstarrung des schweizerischen Oligarchismus. Umso stärker war der Rückschlag 1798. Nun schwang der Demokratismus wieder obenaus. Die nächsten hundert Jahre entwickelte er sich so unerhört stark und folgerichtig, daß die Einseitigkeit heute allen deutlich ist.

Logischerweise muß jetzt die Entwicklung nach rechts gehen. Denn alle politische Entwicklung im reifen Staate pendelt zwischen Demokratie und Aristokratie — zwischen Herrschaft der Vielen und Herrschaft der Wenigen; im unreifen Staat zwischen Herrschaft aller = Anarchie und Herrschaft des Einen = Tyrannis. In beiden Fällen steht am Anfang Schöpfung und Tat aus der Liebe, Gemeinschaftsgefühl, Opfermut, Wirken im Geiste, kurz: strömendes, aufsteigendes Leben — am Ende aber Routine, Mechanismus, Automatismus, Trägheit, Verhärtung, Verstockung, Absonderung, Furcht vor Ver-

antwortung, kurz: ersterbendes Leben, Arteriosklerose und zuallerletzt der grinsende Tod.

Auf den ersten Blick mag man nun vielleicht vermuten, daß die heutigen Jungliberalen und Jungkonservativen nur klassenbewußtere Jünglinge wären als die gestrige, als die Generalstreifsgeneration, von größerer bürgerlicher Sachlichkeit erfüllt als jene „bolshewisierenden“ Ungeheuer! Das erwachsene Bürgertum ist da aber wohl in zu starker Freudigkeit befangen. Ich sehe hier etwas anderes. Nämlich zwar noch unklaren, doch aus der Tiefe rührenden Drang nach neuem Inhalt des politischen Lebens, der nur zufällig, und fast möchte ich sagen aus Irrtum, jetzt schon sich bereits bestehender Parteiformen bedient. Freilich soll gleich präzisiert werden — und nicht scharf genug kann das geschehen —, daß es sich bei dieser noch formlosen Bewegung, wenn sie auch das Wort Aristokratismus aus der Kumpelkammer der Geschichte hervorholt, doch keineswegs um Wiedereinführung von Geburts- oder Standesvorrechten handeln kann, sondern vielmehr um die Schaffung einer Elite, die wirklich diesen Namen verdient. Ich sehe auch darin durchaus keine rein schweizerische Erscheinung. Auch hier spricht Europa hinein. Noch einmal: Die Schweiz hat im Geistigen überhaupt nie abgeschlossen gelebt. Nicht nur die Übernahme des monarchistischen Absolutismus, später der Ergebnisse der Revolution, sogar der Bund von 1291 ist, wie Karl Meyer und andere nachgewiesen haben, von den gleichzeitigen außerschweizerischen Bewegungen nicht abzutrennen. Wenn die Action Française heute auf die Verderbtheit des Parlamentes einschlägt, wenn der Faschismus vor allem eine Gerarchia, eine Rangordnung von wirklichen Führern schaffen wollte — ob es ihm gelungen ist oder nicht, bleibt eine Frage für sich —, wenn Rathenau in Deutschland und Ford in Amerika eine Generation von Wirtschaftsleitern erhofften, deren Lebensideal unter den Begriff des Dienstes sich stellt, so klingt das sehr gut zusammen mit dem, was Prinz Rohan, der Leiter der „Europäischen Revue“, als „Wahren Adel“ betrachtet: Dem wahren Adligen ist das Leben nicht Selbstzweck, ja nicht einmal Verwirklichung seiner selbst, sondern hingebende Erfüllung eines a priori Dienstes an einem außerhalb seiner selbst befindlichen, vor ihm dagewesenen Prinzip mit Hintansetzung seines persönlichen, individuellen Schicksals, mit Vernachlässigung vor allem seines Glückstrebens. Bewußtsein des Tragischen ist ihm selbstverständlich.“ Dazu aber, damit kein Mißverständnis möglich ist: „Der Adel als politischer Stand ist tot. Der Adel als sittliche Gemeinschaft möglich.“

Nehmen wir nun das alles zusammen, so erhalten wir eine Ideenverbindung, der man etwa den Namen Sozialaristokratismus geben könnte. Gleichweit ist sie entfernt von der schematisierenden Sozialdemokratie, wie vom plutokratisch verfaßten Liberalismus. Die Demokratie ist — ungeheuren Einfluß hat Amerika — heute ausschließlich eudämonistisch, d. h. auf das Wohlbefinden der Masse gerichtet. Es gibt keinen einzigen Zug in unserem neueren Staatsleben, wo die Demokratie

Größe bewiesen hätte. Sie konnte es auch nicht. Denn Größe hat immer nur der Einzelne, nie die Masse.

Der Sozialaristokratismus richtet sich darum an Einzelne. An die Einzelnen, die sich bisher von der Masse ersticken ließen oder selber Masse — Kommissionsmasse, Stimmviehmasse — wurden. Vielleicht trennten sie sich auch gänzlich von ihr ab, zeugten nicht mehr in ihr, zeugten überhaupt nicht mehr, gaben ihren geistigen Samen dem Winde preis, der ihn vertrocknet in die Wüste führte...

Wenn nun aber in jüngster Jugend etwas Anderes, Verheißungsvolleres zu glücken beginnt — wie sollten wir es nicht willkommen heißen? Wenn die sittliche Überzeugung des aristokratischen Menschen, der vom sozialen Trieb erfüllt ist, wieder die Norm in unsern Ratsfälen würde! Wenn Tat auf Tat prallte und Überzeugung auf Überzeugung, anstatt Kuhhandel auf Kuhhandel... Aber freilich müßte dann auch eine Möglichkeit der politischen Gestaltung sich ergeben. Ich nannte die Schweiz einmal vergreift. Ihre Politik wird von alten Männern geleitet. 1848 war das Durchschnittsalter des Bundesrates 47 Jahre, 1928 war es auf 60 Jahre gestiegen. Es war aber auch schon höher. Wie wenig führende Staatsmänner Europas stehen schon in diesen Jahren? Nicht Churchill, nicht Stresemann, nicht Stalin und nicht Mussolini. Überträgt man nun aber diese Zahl auf alle die übrigen leitenden Männer in der Bundesverwaltung, so wird man sich nicht mehr wundern, daß die Klagen über die Unfähigkeit unserer Bureaukratie nicht verstummen, daß wir z. B. glücklich mit dem Radio nun auch wieder, um ein besonderes aktuelles Beispiel der „Neuen Zürcher Zeitung“ zu entnehmen, „am Schwanz der europäischen Entwicklung“ angelangt sind. Ja, wir leben wahrhaftig in der eigentlichsten Gerontokratie, im Zustand der vollkommenen Greisenherrschaft!

Ich wage nun allerdings nicht, mich darüber auszusprechen, ob die oben skizzierten Bewegungen der Jugend, die ich persönlich wenig kennen gelernt habe, ausreichen, um das Bild unserer Zukunft entscheidend umzuformen. Aber ganz sicher ist doch wohl, daß eine neue Zielsetzung nicht von den Greisen ausgehen wird. Was mir an unserer Jugend bedenklich erscheint, ist ihr „heilig nüchterner Sinn“, ist, daß selbst diese neuen Bestrebungen parteipolitisch bereits eingefangen sind, daß andererseits hoffnungsvolle Menschen sich in größerer Zahl der Neuen Helvetischen Gesellschaft nicht angeschlossen haben, auch nur Vereinzelte sich für eine Durchsäuerung der Sozialdemokratischen Partei etwa im Sinne Hendrik de Mansk und der deutschen Jungsozialisten einzusetzen scheinen. Das rührt letzten Endes wohl daher, daß die wahren Kräfte der jungen Schweiz überhaupt nicht auf dem politischen Gebiet zu suchen sind, sondern eher sich im Wirtschaftlichen, Technischen, Literarischen, Musikalischen und Künstlerischen entfalten oder sich auf internationalen Kraftfeldern, in Völkerbundes-, Paneuropa-, Panidealbewegung und im Antimilitarismus betätigen. Ich spreche dabei immer von den kollektivistisch oder sozial Veranlagten. Ebenso gewiß läuft bei uns ein unverhältnismäßig großer Prozentsatz individualistisch verkrampfter

junger Leute herum, die über die Tragik ihres Schweizertums nicht hinwegkommen, jammernd sich ins Ausland sehnen, und wenn sie dort sind, sich doch nicht anzupassen vermögen. Diese, dem schlimmsten Übel: der Vaterlandsverneinung anheimgegeben, sind sicherlich am allerwenigsten in Form. Glücklicherweise können sie sich preisen, wenn sie beizeiten zwangsweise den Anschluß an eine andere Volksgemeinschaft, etwa an die Vereinigten Staaten, finden müssen und im Kontakt mit deren fiebrigem Leben die verschütteten Quellen der Tatkraft wieder aufspringen fühlen.

Es erhebt sich hier die Frage, inwieweit das Politische heute überhaupt noch Geltungsbereich habe. Kein Historiker hat der Schweiz einen andern Sinn zu unterlegen vermocht, als den des Zusammenlebens aus historisch bedingtem politischem Wollen. Wir sind längst von der utopischen Hoffnung einer Vermählung der Kulturen abgekommen — insbesondere, da die welsche Schweiz diesen Trieb auch nie im Geringsten verspürte. Wir wissen nur, daß wir einmal bestehen und also wohl weiterbestehen sollen. Dunkel spukt noch etwas von Interesse Europas an den Alpenpässen hinein. Zwar dachten einige, als wir in den Völkerbund eintraten, nun sei der Frühling aufgebrochen. Wir würden mit dem Idealismus der Abrüstung oder umgekehrt der Ausrüstung eines Völkerbundsheeres vorangehen. Doch schon hatte der Bundesrat die Londoner Erklärung in der Tasche, wonach unsere Neutralität mit der Völkerbundsangehörigkeit vereinbar ist. Wir sind also ganz sicher, daß niemals mehr kostbares Schweizerblut fließen wird, sicherer als alle andern. Warum wir vom Schicksal eigentlich diesen Sperrfess erhalten haben, hat sich einzig Robert Faesi in seinen Gedichten „Aus der Brandung“ gefragt. Oder doch — ein schweizerischer Minister hat mich letztes Jahr darüber belehrt: Weil ein Krieg Selbstmord für uns wäre! Mit andern Worten: Wir sitzen im Glashaus. Nur wenn wir uns ganz ruhig verhalten, fällt es nicht zusammen. Was uns eint, ist weder Herz noch Seele, weder Wille noch Liebe. Es ist nichts als die Gewohnheit.

Und doch sind auch wir politische Tiere, doch ist unser ganzes Dasein von der Staatsidee geschwängert, doch greift der Staat fast täglich in unser Leben ein. Wir können nicht wie die Russen sagen: „Der Himmel ist hoch und Väterchen Stalin ist weit.“ An jeder Ecke steht ein Polizist und erinnert uns an die besorgte Obrigkeit, ohne die man nicht einmal im See ertrinken darf. Nur unter die Autos zu geraten, ist vorläufig noch gestattet. Aber die meisten von uns läßt dieser Staat innerlich kalt. Er scheint uns ein ledernes, langweiliges, oft anmaßendes Ding, dessen Manifestationen — Vorladungen vor Gericht oder Steuerkommissär, Nationalratsreden, Abstimmungen über Wasserwerke und Rehrichtabfuhr — unschön, gewöhnlich, trostlos und peinlich wirken, dessen Einrichtungen oft so hoffnungslos die Nüchternheit des 19. Jahrhunderts atmen, dessen Repräsentanten meist so wenig vorbildliches Europa verkörpern. Mehr als einer hat sich wohl schon gedacht: Was wäre geschehen, wenn auch uns der Krieg in seinen Fängen gehalten hätte? Ob wir dann wenigstens wüßten, daß wir ein Volk sind und nicht eine Masse? Dichter haben uns geraten, unsere Kleinheit durch Großsinn der Gesetze auszugleichen. Doch

eben nur Dichter. Carl Horber hat in seinem Buch „Die schweizerische Politik“ den Politikern den Prozeß gemacht, das Volk aber gelobt. Es ist wahr, im Falle Sprecher hat sich das Volk besser benommen als die Behörden. Und wenn man im allgemeinen auch sagen darf, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, so ist doch schon darum von einem Volk mehr zu erhoffen, weil es ein größeres Reservoir darstellt. Es können morgen Kräfte darin geweckt werden, die heute noch schlummern! Gottfried Keller hat einst das Aufhören der Schweiz durch Anschluß an Deutschland fühlen Auges ins Herz gefaßt. Er meinte, es gezieme einer Nation so gut wie dem reifen Manne, mitunter den Gedanken auf den Tod zu richten. Heute erscheint uns diese Möglichkeit unsinnig. Unsere Eigenkultur ist in den letzten 50 Jahren so ausgeprägt geworden — so gut in der deutschen, wie in der welschen Schweiz —, daß wir uns einen Anschluß an die gleichsprachigen Staaten ganz unmöglich mehr vorstellen können. Kellers Jugenderlebnis war eben der Gleichklang seiner politischen Anschauungen mit denen der deutschen Emigranten gewesen. Die wilhelminische Ära hat seither die Grenze so gezogen, daß sie unverwischbar ist. Oder täuschen wir uns? Bereitet sich seit dem Bestehen einer deutschen Republik eine geistige Annäherung vor, die einst ähnliche Gedankengänge wieder aufkeimen lassen könnte? Vorderhand scheint es wenig wahrscheinlich. Wohl aber bleibt es, daß das Politische der Mehrzahl der Menschen nichts Wesentliches mehr ist. Daß das Schicksal unserer Nation wenigen schlaflose Nächte verursacht. Daß Probleme der Individualpsychologie, der Erotik, des Sports, einigen noch Probleme der Religion, der Literatur, der Kunst Inhalt des Lebens geben, daß man höchstens noch parteipolitische Erwägungen kennt, aber den Begriff des Gesamtvolkes nicht mehr erlebt. Wir dürfen hoffen, daß die Bewegung der Jugend sich auswachse, Kreise ziehe, Geister aufrüttle. Daß man sich bei den Weltverbesserern und Reformern bewußt werde, wie kein Gebäude, das ins Blaue hinaus errichtet wird, haltbar ist. Daß nicht weitere Zersplitterung, sondern Gruppierung um wenige große Persönlichkeiten, die sinnfällig die Macht und Würde des Staatlenkers verkörpern, nottut! Mit einem Wort: daß ein neues Mitverantwortungsgefühl die Lethargie der Interessenpolitik ablöse. Das alles dürfen wir hoffen.

Freilich — es ist nicht genau zu sehen, auf welche Weise größere Kreise ergriffen werden könnten. Unser Volk pflegt nur unter dem Einfluß europäischer Gärung in Wallung zu geraten. So wird es sich vorerst nur um Befinnung in kleinen Kreisen handeln können; um das Herausarbeiten der historischen und psychologischen Lage, Abgrenzung des Begriffs Sozialaristokratismus; um Ermessen seiner Tragweite! Später erst um Erörterung der verfassungsrechtlichen und gesetzgeberischen Möglichkeiten. Ein Geheimbund dürfte nicht zu empfehlen sein. Aber eine Übernahme von Verpflichtungen — falls eine Organisation sich ergäbe — könnte nur heilsam wirken. Das Wesentliche wäre die Anknüpfung an die echte, d. h. die beste Überlieferung des Landes. Die Demokratie als alleinigmachendes Prinzip ist ad absurdum geführt.

Ihre Definition ist ja: Alles für das Volk, alles durch das Volk. Erinnere man sich: Schiller rief im „Demetrius“ aus: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,“ und Ibsen läßt seinen Stodmann sagen: „Was sind denn das für Wahrheiten, um welche sich die Majorität zu scharen pflegt? Es sind die Wahrheiten, die so hoch zu Jahren gekommen sind, daß sie sich bald abgelebt haben. Ist aber eine Wahrheit so alt geworden, meine Herren, dann ist sie auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden.“ „Alles durch das Volk“ ist harter Unsinn. Jede Lehrerwahl bestätigt es offensichtlich. Alles für das Volk ist ein Radespruch. In Wahrheit geht das Volk zugrunde, das keine Elite besitzt. Auf die kommt es an. Hier zwar erhebt sich die Frage: Wer gehört zur Elite? Sie ist leichter zu stellen, als zu beantworten. Doch unlösbar ist sie nicht.

Ich bin der Meinung, daß der Grundsatz reiner Demokratie tatsächlich zu jenen Wahrheiten gehört, die so hoch zu Jahren gekommen sind, daß sie zu Lügen werden. Die Verantwortungslosigkeit unseres Stimmvolkes ist nicht mehr zu überbieten. Siehe Kurzaalinitiative! Vielleicht wird schon übermorgen wieder eine neue zur Wiedererwägung der Abschaffung der Spielsäle lanciert; dann werden wir zum dritten Mal darüber abzustimmen haben, ob man eine Verfassung dazu geschaffen hat, daß man sie hält oder nicht. Die Wahrheit ist im eigentlichen Sinne schon darum längst zur Lüge geworden, weil die 50,000 Unterschriften, die es zur Initiative braucht, zur Zeit ihrer Einführung einem viel höheren Prozentsatz der Wähler entsprachen als heute. Kürzen wir die formalen Volksrechte, so wird das sie kostbarer machen, wird damit das republikanische Verantwortungsgefühl stärken, das nach Montesquieu das Salz des Freistaates ist, ohne das er zugrunde geht. Das Wie, das große „Wie“ freilich, das kann erst im Zusammenhang mit einer grundsätzlichen Neugestaltung der Verfassung zu prüfen sein. Viel wichtiger ist vorerst die Notwendigkeit, eine Elite zu schaffen, die als Sauerteig wirke. Aristokratismus kann selbstverständlich nicht heißen, daß die Betterliwirtschaft noch vervielfacht werde. Es kann nur heißen, daß die Besten, d. h. die Aristokraten der Gesinnung und der Tüchtigkeit, regieren sollen. Die nun finden sich in allen Schichten und in allen Einkommensstufen. Aber noch ist es an dem, daß kein Richtuniversitätskanton — oder gibt es jetzt einen? — Universitätsstipendien für seine Söhne aussetzt. Der Sozialaristokratismus wird wirtschaftlich insofern scheinbar demokratisch sein, als er solche Ungleichheiten beseitigt, aber nur, um eine echte Auslese im tieferen aristokratischen Sinne zu ermöglichen. Auf diese Auslese aber kommt es an! Gewiß scheint die Sonne für alle Leute. Doch nicht alle Leute sind gleich viel wert, daß sie beschienen werden. Wie manches wäre für die Förderung der wahrhaft Begabten zu tun! Nicht nur der Allzu vielen! Hier hat unser engherziger Plutokratismus Schuld auf sich geladen, die ihn vor seinem amerikanischen Bruder erröten läßt. Unser geistiges und künstlerisches Leben ist verproletarisiert, derweil alle Bälle von Menschen strogen und die Autos nicht mehr zu zählen sind. Drei Mäzene einer kleinen Stadt tun

für das Kunstleben des Landes mehr als alle 300 Millionäre Zürichs zusammengenommen, dazugezählt die von Basel. Zwar ist es wohl töricht, vom Staate allzuviel zu verlangen. Das Wirtschaftliche ist heute das eigentlich Mächtige, der Staat vielfach nur dessen Fassade. Doch ist aber der Zustand denkbar, daß eine Wandlung stattfindet. Der genossenschaftliche und gemeinwirtschaftliche Betrieb wird unaufhaltsam stärker, der Augenblick ist nicht mehr fern, wo die Machtfülle in den Händen der Politiker bei uns ein bedrohliches Maß erreicht haben wird. Darf solche Gewalt dann bloßen Praktikern und einseitigen Spezialisten überlassen bleiben? Oder haben nicht vielmehr die geistigen Menschen die Pflicht, ins Getriebe der Räder zu greifen?

Professor Egger hat während des Krieges die Studenten dazu aufgerufen! Aber nicht alle Geistigen sind Studenten und nicht alle Studenten Geistige. Es handelt sich vorerst auch nicht so sehr um praktische Arbeit, als um das Bereiten eines Geisteszustandes, aus dem heraus der zündende Wille zur politischen Tat entspränge.

Noch sind diese Geistigen getrennt, in hundert Koterien zerrissen, auf tausend verschiedene Propheten eingeschworen. Sie müßten sich erst unter dem Druck des Gewissens jammeln! Sie müßten spüren, daß sie die Menschheit nicht in China oder Japan bessern können. Daß sie trotz allem hier verwurzelt und verhaftet sind. Sie müßten den Willen haben, das Bild der Menschheit im Bilde ihres Volkes umzuformen. Allerorten gärt es, sucht es. Allerorten sind die Begebereiter an der Arbeit, die für das Volk arbeiten wollen, aber den Irrwahn abgestreift haben, daß alles durch das Volk zu schaffen sei.

Immer sind es Einzelne gewesen, die wahrhaft Schöpferisches leisteten. Einzelne oder in einem Glauben Verbundene. Auch bei uns gibt es Schöpferisches zu leisten. Ich spreche das eine Wort: Lösung der brennenden Alkoholfrage. Das andere: Beiseelung und Entkrampfung der Bureaukratie. Das dritte: Stärkung des höhern Bildungswesens durch Zusammenfassung.

Zu großzügigen Lösungen aber wird es wohl erst kommen, wenn eine großzügige Generation aufsteht, die nicht durch hundert Rücksichten und tausend Bedenken geschwächt ist, sondern die Schweiz im veränderten Europa sieht, wie sie ist: eine Zwernation, die keine Kräfte zu vergeuden sich erlauben darf; die vom Erbe zehrt, das bald vertan ist; die ein Recht auf Treue von Seiten ihrer besten Söhne dann nur hat, wenn sie ihnen das Leben dadurch lebenswert macht, daß sie als Nation einen Sinn herausstellt, der nicht in Geldwert abzuschätzen ist.

Beim Tode eines Wirtschaftsführers folgten vier Bundesräte seinem Sarge. Beim Tode Spittlers keiner. Und doch ist eben in jener Zeit Anatole France in Paris mit königlichem Gepränge bestattet worden! Und doch schrieb der große Haller in seinem Staatsroman „Fabius und Cato“: „Die Zeit, die ein anderer Bürger auf geringere Geschäfte wendet, hält der junge Edle für die Erwerbung der Künste bei, ohne die keine Nation weislich geführt werden kann.“ Die

Nation, welche die höchsten Vertreter ihres Geistes nicht ehrt, entehrt sich selber. Wahrer Aristokratismus heißt nicht: Ehre dem erbten Geldsäckel; er soll heißen: Ehre dem Charakter, der Leistung, der Schöpferkraft. Sozialaristokratismus heißt: der wahrhaft Adlige beherrscht das Ganze, indem er ihm adlig dient. Ihm dienend, adelt er es. Sein Adel zeugt Adel beim Mitdienenden. Pflichterfüllung ist sein erstes Gebot! An sich zuerst, dann an andere. Dem Volke schmeichelt er nicht, den Volkschmeichler haßt er als den Schädling.

Es wäre ein Ziel aufs innigste zu wünschen, daß wir solcher Wandlung unseres Volkes entgegenhoffen dürften; daß es erkennen würde, worauf alles ankommt: auf Größe und Tatkraft, die vor dem Schwanken der Volksgunst nicht zittert. Auf daß wir wieder fühlten, unter wahrhaft Lebendigen zu wirken und nicht wie jene Russin es meinte: Unter toten Seelen! Nicht nur für Einzelne, auch für Völker gilt immer noch jenes Wort Goethes, das dem ewigen Gesetz der Erneuerung, ohne welches das Leben zum toten Automatismus entartet, den knappsten und schärfsten Ausdruck verleiht!

Und so lang du dies nicht hast:
Dieses Stirb und Werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde!

* * *

Thesen:

1. Die Lage der Schweiz hat sich seit dem Kriege beträchtlich geändert. Die neuhelvetische Ideologie ist aber kriegsbedingt entstanden. Alle damaligen Forderungen sind zu überprüfen.
2. Die Bedeutung der Schweiz innerhalb Europas (und mit Europa) ist stark zurückgegangen. Das verlangt notwendigerweise Zusammenfassung aller Kräfte.
3. Die diskussionslose Anbetung des demokratischen Grundsatzes hat zu Auswüchsen geführt, die den Charakter des Volkes schädigen.
4. Den Berufspolitikern wird in weiten Kreisen mißtraut, weil sie scheinbar keine schöpferischen Führer mehr zu zeugen oder zu ertragen vermögen.
5. Ein neues, im alten, guten Sinne aristokratisches Führerideal — Dienen, nicht Herrschen — ist anzustreben und der Jugend vorzuhalten. (Dem Fernen dienen, nicht nur dem Nahen!)
6. Nach dem Gesetz des historischen Kontrapunktes muß die erstarrte Demokratie heute das Prinzip des richtig verstandenen Aristokratismus in sich aufnehmen, um die Entartung zu überwinden.
7. Hinter der leider schon weitgehend parteipolitisch eingefangenen Jugendbewegung steckt tiefere Sehnsucht. Sie sollte auf den Aristokratismus des Geistes hingelenkt werden.
8. Wir Schweizer können uns logischerweise von der europäischen antidemokratischen Bewegung, die einer gegliederten Zukunftsordnung

zuzustreben scheint, ohne Schaden nicht abschließen. Unsere ganze Geschichte zeigt ja ein stetiges Wandeln unserer Staatsform im Einklang mit werdenden und wechselnden Strömungen Europas. Verzögerung der Anpassung führte immer zur Katastrophe.

9. Die heutige Schweiz zeigt eine ausgesprochene Greisenherrschaft. Wenn wir dabei beharren, werden wir immer weiter als europäisches Teilstück „außer Form“ geraten, immer stärker einen Lebensrhythmus herausbilden, der vom Rhythmus des sich wandelnden Europa denkbar weit entfernt ist.
10. Die wahren Kräfte der neuen Schweiz befruchten deren Politik nur zum geringsten Teil. Die Politik des Landes ist im Ganzen genommen der Tummelplatz bloßer Talente geworden.
11. Da die Gewaltfülle des modernen Staates immer umfassender wird, ist die bewußte Abkehr der Geistigen vom politischen Tun unverantwortlich und wird letztlich zur gleichen Katastrophe führen wie sie das wilhelminische Deutschland durchmachen mußte. Das Verantwortlichkeitsgefühl muß deshalb gestärkt werden. Dazu ist vertiefte Erkenntnis der wahren Lage, zunächst in kleineren Kreisen, unumgänglich. Durch Besprechungen soll das Ziel schärfer umschrieben werden: Erzeugung eines neuen Aristokratismus des Geistes und der Gesinnung.
12. Dieser Aristokratismus ist von der mechanischen Gleichmacherei des Sozialismus ebenso verschieden wie von der Seelenlosigkeit des Plutokratismus. Anknüpfen müßte er an die verschütteten Tugenden des Patriziates in seiner Blüte, im Wirtschaftlichen etwa an die Forderungen Rathenaus und Fords, im Politischen an die wirkende Gestalt großer Führer wie Dufour, Sprecher, Blumer, Escher.
13. Grundlegende Vorbedingung jeden äußern Wandels ist tiefgreifende geistig-seelische Erneuerung des Landes. Intellektuelle Erörterung kann bewußt den Weg ebnen, vor allem Erörterung zusammen mit der Jugend. Die Tat wird wohl nur aus der großen Not erwachsen. Eine Erneuerung der Bundesverfassung könnte erst letzte Folge einer allgemeinen Aufwühlung sein, die noch kaum begonnen hat.
14. Im Hinblick auf unsere Zwergrolle im veränderten Europa dürfen wir uns den Luxus fortwährender Kräftevergeudung durch Doppelspurigkeiten aller Art, die aus Beharrungsträgheit zu erklären sind, nicht weiter gestatten. Großzügige Lösungen verwickelter Fragenkreise erheischen aber großzügige Persönlichkeiten. Es muß als Aufgabe gestellt werden, sie der aktiven Politik zu gewinnen.